

btb

Peter hat eine Tochter, aber das Sorgerecht für sie hat er nicht. Annika war zwei, als er und ihre Mutter sich trennten. Seitdem gerät jede elterliche Absprache zum Machtkampf um die inzwischen Dreizehnjährige. Ein Silvesterurlaub auf Sylt wird für Vater und Tochter zur entscheidenden Probe auf ihre Liebe. Die Reise auf die Insel ist für den Verlagsvertreter Peter auch eine Rückkehr in Landschaften der Vergangenheit. Hier hat er die Sommer seiner Kindheit verbracht, als seine Mutter in einer Buchhandlung in Kampen arbeitete. Zum ersten Mal versucht er, seiner Tochter von sich zu erzählen. Es ist die Zeit zwischen den Jahren, die Rauh Nächte, in denen Tiere sprechen können und die Tore der Geisterwelt offen stehen. Und in der Silvesternacht steht plötzlich Peters gesamte Existenz auf dem Spiel.

THOMAS HETTICHE gehört seit seinem Debut »Ludwig muß sterben«, zu den oft polarisierenden, stets überraschenden literarischen Stimmen dieses Landes. »Der Fall Arbogast« wurde in 13 Sprachen übersetzt, sein Bestseller »Pfauneninsel«, der die atmosphärische Geschichte einer Kleinwüchsigen im Preussen des 19. Jahrhunderts erzählt, wurde u. a. mit dem Wilhelm-Raabe-Preis, dem Wolfgang-Koeppen-Preis, dem Solothurner Literaturpreis und dem Bayerischen Buchpreis ausgezeichnet. Mehrere seiner Bücher wurden für den Deutschen Buchpreis nominiert.

THOMAS HETTICHE BEI BTB  
Die Pfauneninsel  
Herzfaden

Thomas Hettche

# Die Liebe der Väter

Roman

**btb**

Die Arbeit des Autors am vorliegenden Buch wurde durch den  
Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

13. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2012,  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © der Originalausgabe 2010 by  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. Alle Rechte vorbehalten.  
Umschlaggestaltung: © semper smile, München nach einem  
Umschlagentwurf von Barbara Thoben, Köln  
Umschlagmotiv: © plainpicture / Mia Takahara  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74288-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

*Für A.*

*In Liebe und Dankbarkeit, daß es sie gibt.*

*Sie hat mir dieses Buch geschenkt. Doch  
erzählt es weder ihre Geschichte noch meine.*

*Literatur beginnt jenseits dessen, was ist.*



Annika heißt Annika nach der Freundin von Pippi Langstrumpf, und immer, wenn ich daran denken muß, ärgert mich wieder, das damals nicht verhindert zu haben. Die Hände am Lenkrad, den Blick auf der Straße, beobachte ich aus den Augenwinkeln, wie sie sich mit dem kleinen Finger der linken Hand immer wieder dieselbe Strähne hinters Ohr streicht und eine SMS nach der anderen verschickt. Die Daumen zucken pausenlos auf und ab, der schwarze Nagellack auf ihren kindlich kurzen Nägeln ist neu, kinnlang und schwarz seit kurzem auch ihr eigentlich blondes Haar. Wie stolz sie an ihrem zwölften Geburtstag war, endlich nicht mehr auf die Rückbank krabbeln zu müssen – gerade anderthalb Jahre ist das her. Immer war sie jünger als jene Larve aus dem Kinderfernsehen mit Ringelpulli, Topffrisur und dieser quäkigen Stimme, nun ist sie es nicht mehr und wird es nie mehr sein, nun wird ihr jene andere folgen, immer und überallhin, unbarmherzig wie ein gespenstisches Kind. Niemals hätte ich zulassen dürfen, daß sie diesen Namen bekommt.

Sie hat aufgehört zu tippen und starrt hinaus in die Weite, die sich um das Auto dreht. Das Telephon ist ein billiges Samsung, an dem ein goldenes Kettchen mit mehreren Anhängern glitzert. Seit sie in Hamburg zugestiegen ist, haben wir kaum miteinander gesprochen. Braune Felder unter einem porösen weißen Himmel. Kein Schnee zu Weihnachten dieses Jahr, wieder nicht, am wenigsten hier. Fast kann man das Meer schon riechen.

Wo ist das Haus? In Kampen?

Nein, nicht in Kampen. Susanne hat was in Hörnum gefunden.

Doof, sagt sie.

Sie war noch nie auf Sylt. Doch bevor ich mich über ihre Antwort ärgern kann, stellt sie ihre Kinderfrage. Jedesmal, wenn ich sie früher bei ihrer Mutter abholte, und jedesmal bei der letzten Umarmung an der Haustür, wenn ich sie zurückbrachte, fragte sie dasselbe. Und wie früher versucht sie auch jetzt, dabei möglichst beiläufig zu klingen. Werdet ihr euch irgendwann wieder vertragen, du und Mama?

Und wie immer weiß ich nicht, was antworten. Wie sehr ich ihre Mutter hasse? Daß ich nachts noch immer wachliege, so viele Jahre nach unserer Trennung, und mir nach einem Streit am Telephon, einem Brief ihrer Anwältin, einer geplatzten Vereinbarung, noch immer ausmale, wie ihre Gesichtszüge sich verzerren, aus Überraschung zunächst, dann vor Schmerz, und wie meine Schläge sie gegen eine Wand schleudern, wie sie hinfällt, Schreie, Tränen, all das? Annika hat ihre Chucks ausgezogen und stemmt die Füße gegen das Handschuhfach. Sie trägt pinkfarbene Sportsöckchen von Nike, die nicht einmal bis zu den Knöcheln reichen.

Ach Süße, sage ich. Um ihr nicht ins Gesicht sehen zu müssen, tue ich so, als konzentrierte ich mich gerade ganz besonders auf den Verkehr. Was zählt, ist doch, daß wir beide dich liebhaben.

Sie starrt hinaus auf die Straße und nickt wortlos,

kennt diese Antwort bis zum Überdruß, holt ihren iPod aus der Tasche der schwarz-rot gestreiften Kapuzenjacke und nestelt sich die Kopfhörer an. Mein Geburtstagsgeschenk vom letzten Jahr. Zu teuer, protestierte ihre Mutter, solche Geschenke seien verdeckte Aggressionen ihr gegenüber, der Erziehungsberechtigten. Wenn es drauf ankomme, sei ich für meine Tochter nicht da, das zähle mehr als teure Geschenke. Als mich die Frauenstimme des Customer Services von Apple fragte, ob ich eine Gravur wünsche, verneinte ich zunächst, entschied mich dann aber anders und diktierte: Annika von ihrem Papa in Liebe. Ich hatte Angst, sie werde das Geschenk nicht annehmen, weil ihr dieser Satz, eingefräst ins rosa eloxierte Metall, peinlich sein könnte. Doch er schien ihr sogar zu gefallen, dieser Satz, der so klingt, als wäre alles gut.

Nichts ist gut, denke ich und steuere den Wagen auf die obere Verladefläche des Autozuges. Ich ziehe die Handbremse an, lege den ersten Gang ein und schalte den Motor aus, ohne daß Annika sich beim Musikhören stören ließe. Wie wird es werden? Susanne fand den Einfall großartig, zusammen Silvester zu feiern, doch was, wenn es Annika nicht gefällt? Wenn wir uns nicht verstehen? Wenn sie nach Hause will? Ihr Blick verliert sich im einheitlich grauen Himmel, der weit über das niedrige Land gespannt ist. Manchmal streicht sie sich mit dieser Kindergeste, mit fast zu Fäusten geschlossenen Fingern, das Haar aus dem Gesicht.

Es ist immer wieder seltsam, die vorübergleitende

Landschaft betrachten zu können, ohne den Blick nach vorn, ins Rechteck der Frontscheibe, ins Fenster des Autofilms, zurückbiegen zu müssen. Über 40.000 Kilometer fahre ich im Jahr, von Buchhandlung zu Buchhandlung, und als rebellierte der dressierte Körper gegen die ungewohnte Situation, wird mir tatsächlich ein wenig übel, während ich so hinter dem Steuer sitze, die Hände nicht am Lenkrad und den Fuß nicht auf dem Gaspedal, und der Wagen fährt trotzdem, jedoch mit einem Schaukeln, das überhaupt nicht zu einem Auto paßt, sondern eher zu den Kähnen, mit denen man sich in Venedig über den Canal Grande rudern läßt. Dicht an dicht steht man da nebeneinander in den schmalen Nachen, Männer in Kamelhaarmänteln, Aktentaschen in der Hand, alte Frauen mit Kopftüchern, die sie gegen den feuchten Winternebel eng zusammenhalten, müde Kinder mit starrem Blick, alle damit beschäftigt, die rollende Bewegung des schwarzen Kahns auszubalancieren. Ich schließe die Augen. Annika summt leise, mit dem kehligen Brummen Gehörloser, ihre Musik. Seit kurzem kommt es vor, daß ich manche der Lieder mag, die sie hört, auch wenn ich mir die Namen der Bands nicht merken kann und die Teeniegesichter auf den CD-Covern albern finde. Und manchmal erzählt sie jetzt von Dingen, die mich nicht nur interessieren, weil sie es ist, die davon spricht. Ich öffne die Augen wieder. Resthöfe und Pferdeställe, eingezäunte Wiesen, weiß gestrichene Hoftore unter nassem Reet. Zum Meer hin beginnt der Horizont zu flirren und das Grau sich aufzuheben wie Rauch.

Der Zug wird schneller. Als drehten sich die Speichen zweier riesiger Räder, kippen uns von beiden Seiten des Damms dichte Reihen von Holzpflocken in den Blick, zwischen denen das graubraune Meer steht, als würde es dort in flachen Teichen gesammelt; für einen kurzen Moment sieht man spiegelnde Wasserflächen, dann rutschen sie ins Grau, und schon kippt die nächste Pfahlreihe heran.

Was ist das? fragt Annika, viel zu laut.

Holzbuhnen, zum Deichschutz.

Sie versteht mich nicht, nimmt die Kopfhörer heraus, und ich suche nach Worten. Man pflanzt da Sachen, die den Schlick binden und das Wasser verdrängen, erkläre ich.

Annika nickt. Sieht eklig aus.

Ja.

Mir fällt nichts mehr ein, was ich sagen könnte. Das Wasser ist braun, und kleine braune Vögel stehen darin, die Schnäbel im Naß. Ich finde, es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß ich sie im Arm hielt und ihr beim Schlafen zusah. Daß ein Lächeln über ihr winziges Gesicht glitt, ungerichtet und zufällig wie eine Wolke über den Himmel. Erstaunt hoben sich die Brauen über den geschlossenen Augen, und ich weiß noch: Ich überlegte, ob sie wohl träume. Ihre Stirn legte sich in Falten, vielleicht zum allerersten Mal, und ich hätte gern gewußt, warum. Dann streckte sie sich im Schlaf, als wäre es das Wichtigste auf der Welt, was es auch war. Der Zug wird langsamer und das Grau des Himmels links vom Deich heller, das Wasser

fast ocker. Ich räuspere mich aus Angst, sie könnte meiner Stimme anhören, wie sehr ich sie vermisse, obwohl sie doch da ist. Schau mal, der Himmel!

Sie folgt meinem Blick mit den Augen. Ja.

Der Zug erreicht Morsum, verkrüppelte kleine Kiefern beugen sich hinter den Deich. Der Kirchturm von Keitum und die Uferlinie der Insel auf der Wattseite. Die Pferde auf den Weiden tragen Futterale.

Ist das Sylt?

Ja, das ist Sylt.

Die Wohnblocks von Westerland kommen in Sicht, der Fernmeldeturm, die verklinkerten Ferienreihenhäuschen mit den ausgebauten Dachgauben, in den Fenstern weiße Spitzenvorhänge und überall die gleiche blinkende Weihnachtsdeko. Plakate für Hermès, Louis Vuitton und Bulgari. Der Getränkemarkt neben dem Bahnhof, der Fahrradverleih, Lidl und Edeka. Heute, am ersten Weihnachtsfeiertag, ist alles geschlossen. Der Zug hält, und ich starte den Motor, während sie die Kopfhörer des iPods wieder annestelt.

Was hörst du? frage ich schnell, bevor sie die Wiedergabe startet.

The Kills.

In Hörnum, ganz im Süden der Insel, liegt das Haus wiederum an südlichster Stelle, auf der Düne und direkt neben

dem Leuchtturm. Ein hoher weißer Kachelofen fällt mir zuerst auf, als ich zum Abendessen ins Wohnzimmer komme, ein runder klassizistischer Zylinder aus glänzendem Weiß, der bis unter die Decke reicht. Vor der Fensterfront im Erker ein breites Ecksofa, sicher italienisch, bezogen mit hellgrauem Rupfen, auf der Glasplatte des Couchtisches eine flache Schale aus dunklem poliertem Holz, drei hell gesprenkelte Möweneier aus Marmor darin. Eine Holz-möwe im Fenster am Eßtisch. Ich merke, daß ich aufgeregt bin. Achim ist dabei, für das Abendessen einzudecken; Sommersprossen und rote Haare auf den Unterarmen, der Kragen des grünen Lacoste-Shirts aufgestellt. Ich weiß von Susanne, daß sie ihn in der Klinik in Freiburg kennengelernt hat. Der Anfang sei schwierig gewesen, hat sie ziemlich bald erzählt, als wir uns neulich auf der Zwanzigjahrfeier unseres Abiturs wiedertrafen. Die Streitereien hätten sich aber gelegt, als die Kinder gekommen seien. Inzwischen laufe auch die Praxis sehr gut. Orthopäde, etwas älter als wir.

Wie war die Fahrt? fragt er und begrüßt mich mit festem Händedruck.

Gut, sage ich. Ich glaube, Annika braucht noch ein bißchen.

Zwischen der Tür zur Terrasse und dem Durchgang zur Küche als stilechte Weihnachtsdekoration ein Jölboom. Achim bemerkt meinen Blick. Irgendeine Ahnung, was das sein soll?

Ein Jölboom. Die Sylter Variante des Weihnachts-

baums. Es gab ja früher keine Bäume auf der Insel, also nahm man einen Besenstiel und behängte ihn mit grünen Zweigen und diesen Salzteigfiguren.

Das ist ein Pferd.

Pferd, Hund und Hahn, ja. Kraft, Treue, Wachsamkeit. Und da unten, am Sockel, stehen Adam und Eva mit der Schlange.

Erst jetzt entdecke ich Susanne in der Küche. Sie ist dabei, irgend etwas kleinzuschneiden, und begrüßt mich, ohne sich umzusehen oder auch nur für einen Moment das rasante Klacken des Messers zu unterbrechen: Schön, daß du da bist! ruft sie über die Schulter.

Ja, sage ich. Weiß nicht, was ich mir erhofft hatte. Doch als wir uns dann umarmen, ist es wie selbstverständlich, und ich erinnere mich wieder daran und spüre es zugleich, wie klein sie ist, umfaßt beinahe mit einer Hand, und wie sie sich biegt in meinem Griff. Das Haar kurz jetzt und rot, die Haut um die Augen weich, unverändert aber der Blick, den ich nicht beschreiben könnte. Ihre Lippen leuchten durch vom Damals ins Jetzt. Ich versuche vergeblich zu verstehen, was ich empfinde. Das ist ein ganz wunderbares Haus, sage ich, das du hier entdeckt hast.

Beim Essen sitzt sie neben mir. Irgendeine alte Geschichte aus unserer Schulzeit in Münster läßt uns plötzlich loslachen, und wie Teenager steigern wir uns in das Lachen hinein, bis es uns gar nicht mehr gelingen will, aufzuhören. Dabei legt Susanne ihren Arm um meine Hüfte und lehnt sich lachend an mich. Sofort registriere ich Achims über-

raschten Blick, dann den von Annika; absurd, wie sie sich ähneln.

Papa? fragt Annika in einem Tonfall, der Susanne ihren Arm sofort wegziehen läßt. Was machen wir, wenn heute eine Sturmflut kommt?

Die zehnjährige Kekke, die Annika von dem Moment an, als wir das Haus betreten haben, nicht mehr von der Seite gewichen ist, sieht die Ältere neben sich erschrocken an. Auch Tim, ihr kleiner Bruder, der im Frühjahr neun wird, findet zum ersten Mal etwas wichtiger als seine Pommes mit Ketchup. Zwischen Tellern, Besteck und Servietten, Wasser- und Weißweingläsern, den Flaschen, der Platte für den Fisch und den Schüsseln mit dem Gemüse und den Pommes stehen der giftgrüne Plastikbecher des Jungen und Kekkes rosa Wendy-Pferd mit dem wasserstoffblonden Schweif und der gelockten Mähne, die dem Tier bis zu den Hufen reicht. Im Fenster hockt die Möwe aus Holz, vor dem Fenster und rund um das Haus, in dem wir die nächsten zwei Wochen verbringen werden, die Nacht.

Annika beachtet die Kinder nicht. Sie wartet, daß unser Lachen aufhört, ihr Blick ganz auf mich gerichtet. Letztes Jahr im Winter hat ein Orkan fünfzig Meter Land weggespült. Ich hab gelesen, das Meer nagt schon am Fundament der Insel.

Was ist ein Fundament? Tim sieht sich hilfeschend nach seinem Vater um.

Am allerallermeisten ist das Kliff bei Kampen bedroht

und hier das Südende, wo wir sind. Wenn wieder eine Sturmflut kommt, könnte die Insel hier sogar überspült werden. Dann ertrinken wir alle.

Papa! Tim hält seine Gabel mit einer aufgespießten Pommes Frites so verkrampft fest, daß sie zittert. Er will jetzt eine Antwort. Achim lächelt mich gequält an. Susanne zieht Kekke, die mit offenem Mund zuhört, auf ihren Schoß.

Annika, was soll das?

Es gibt vier nordfriesische Inseln. Als säße nur ich mit ihr am Tisch, zählt sie auf: Sylt, Föhr, Amrum und Pellworm. Dann gibt es noch Nordstrand und zehn Halligen. Forscher sagen, die Sturmwasserstände werden um bis zu vierzig Zentimeter steigen. Und dazu kommt noch der Anstieg des Meeresspiegels durch die Erwärmung der Erde.

Das hab ich auch gelesen. Das ist aber eine Prognose für das Ende des Jahrhunderts, sage ich genervt. Sie war schon immer so altklug, als kleines Kind schon, als wollte sie mir damit etwas heimzahlen. Oder stimmt das gar nicht und sie will mir nur gefallen? überlege ich und betrachte sie. Auf jeden Fall aber ist es meine Schuld.

Na und! sagt sie jetzt. Es gibt auch heute schon mehr Stürme.

Tim läßt die Gabel mit der aufgespießten Pommes langsam sinken und beginnt genauso langsam zu weinen. Ein weiches, rundes Gesicht, das sich wie in Zeitlupe verzerrt.

Hör auf damit, entgegne ich gereizt. Merkst du denn nicht, wie sehr du Tim angst machst?

Eine Weile sagt niemand etwas am Tisch, und Tims Weinen wird langsam leiser. Doch dann kommt Annikas Blick wieder hoch, und ohne die andern zu beachten, stößt sie, mich starr fixierend, hervor: Und wenn es heute nacht geschieht? Und wenn wir alle sterben?

Und wenn wir alle sterben? echot es in mir. Das Meer ist voller Toter. Als ich so alt war wie Annika, hat mich nichts mehr interessiert als deren Geschichte. Die Küste hier, sage ich leise, hat sich immer verändert. Inseln wurden immer vom Blanken Hans ins Meer gespült, neue entstanden. Bei der Groten Mandränke im Mittelalter, als Rungholt unterging, starben Tausende. Ihre Kadaver trieben hier in der See, den Möwen zum Fraß, die auf ihnen landeten, als der Sturm vorüber war, und als erstes die Augen auspickten.

Peter! Susannes empörte Stimme.

Die Flut von 1717 gilt als größte Naturkatastrophe der Neuzeit in Mitteleuropa. Oder der Sturm im Januar 76. Niemals gab es an der Elbe höhere Pegelstände. Überall liegen hier Dörfer unter Wasser, die Stümpfe von Kirchen, verlorene Wiesen und Weiden. Weißt du das denn nicht? Und immer gibt es die Sage von versunkenen Glocken, die an besonderen Tagen läuten, zum Glück oder zum Unglück derer, die sie hören.

Peter! Jetzt hör aber auf!

Annika nickt. Das ist die Wilde Jagd, flüstert sie.

Die Wilde Jagd? Bevor ich fragen kann, wie sie darauf kommt, springt Susanne auf und drückt den greinenden Tim ihrem Mann in die Arme, um dessen Hals sich bereits Kekke klammert, und so murmele ich statt dessen eine Entschuldigung, doch da ist Achim mit den Kindern schon hinaus.

Susanne steht auf und beginnt schweigend, das Geschirr in die Küche zu bringen. Wir sitzen eine Weile einfach dabei und wissen nicht, was tun, bis Susanne Annika bittet, ihr doch beim Abwasch zu helfen. Ich schenke mir Wein nach und sehe den beiden zu, und absurderweise fühlt sich das beinahe so an, als wären wir eine Familie.

Du kennst dich ja gut aus mit dem Meer, höre ich Susanne irgendwann sagen.

Ja, antwortet Annika. Ich komm doch von der Ostsee. So? Und woher?

Aus Lissan.

Das ist im Osten, oder? Ist es da schön?

Ich sehe, wie sich Annikas Finger zögernd in dem Lederbändchen verhaken, das sie am linken Handgelenk trägt, und wie sie dann nickt.

Und Hamburg? fragt Susanne.

Geht so.

Annika bleibt noch eine Weile einfach neben Susanne stehen und sieht ihr zu, all der Zorn verschwunden, mit dem sie eben erst Tim und Kekke verschreckt und vertrieben hat, und schließlich trottet sie wieder herüber zu mir. Lissan. Das Wort geht mir nach. Vielleicht, denke ich,

gründet das Mißverhältnis zwischen Annika und mir darin, daß ihr dieses Wort die ganze Kindheit bedeutet, während es für mich immer nur den Klang einer Episode hat. Aber ist das nicht immer so zwischen Erwachsenen und Kindern? Und trüge ich daher also keine Schuld? Die, die eben noch so erwachsen schien, steht wie ein Kind vor mir und drückt ihren Bauch gegen meine Schulter. Warum weißt du das alles mit Sylt? fragt sie leise und traurig.

Weil ich oft hier war, antworte ich ebenso leise. So leise, daß Susanne uns nicht hören kann. In deinem Alter oft die ganzen Sommerferien.

Das wußte ich gar nicht.

Meine Mutter hat hier gearbeitet.

Oma?

Ja.

Das hast du mir nie erzählt, Papa.

Das stimmt, denke ich. Obwohl es natürlich keinen Grund gibt, meine Kindheit vor ihr zu verbergen. Wohl aber vor ihrer Mutter und vor ihrer Mutter in ihr. Oft kam es mir verrückterweise so vor, als richtete sich durch Annikas Blick unsichtbar jener andere auf mich. Doch das kann ich ihr nicht sagen. Lieber probiere ich eine meiner Lügen: Du fragst mich ja nie etwas.

Wie eine Nacktschnecke, die man mit einem angespitzten Hölzchen pikst, zieht ihr Blick sich zusammen und zurück. Sofort tut sie mir unendlich leid. Am schlimmsten sind diese klappernden Spiele der Verletzung. Wie gern würde ich sie jetzt umarmen.

Wir haben ganz vergessen, deine Weihnachtsgeschenke auszupacken.

Die gibt es dann morgen.

Als ob es an ihr wäre, mich zu trösten.

Aus der Küche dringt das beruhigend malmende Geräusch herauf, mit dem sich aus den rotierenden Sprüharmen des Geschirrspülers unermüdlich heißes Wasser über die Töpfe und das Besteck, über Gläser und Porzellan und die Nirostawände der Spülkammer ergießt, während zugleich kalte Windstöße durchs offene Fenster die leise knisternen Seidenstores bauschen. Ich liege auf dem Bett und streiche immer wieder mit den Handrücken über das Waffelmuster des Bettüberwurfs, als wollte ich fliegen. Ich höre die Toilettenspülung im Bad nebenan und gleich darauf, wie Annika ihre Schlafzimmertür ins Schloß drückt. Wir haben die Räume unter dem Dach, Susanne und Achim schlafen mit den Kindern im ausgebauten Keller, den die Vermieter hier gern Warftgeschoß nennen. Meine Hände gleiten langsam über den Stoff, die Fingerknöchel in die Mulden des Webmusters hinein. Immer hatte ich diese peinliche Empfindung, man sähe mir mein Versagen an, mein Verschwinden, mein Fehlen. Wenn ich Annika zu unseren Zoobesuchen abholte, da konnte sie noch nicht laufen, und im Buggy vor die Käfige schob, oder auf den Spielplätzen unter den Blicken der Mütter, oder

später beim Ponyreiten oder in irgendeinem Ausflugslokal: immer hatte ich dieses peinigende Gefühl, man sähe uns beiden an, was geschehen war. Daß ich gar kein Vater mehr war. Jede Anwesenheit des Abwesenden immer zu wenig. Ob sie noch weiß, wie sehr sie das Flußpferdhaus mochte?

Ich überwinde mich, endlich, aufzustehen, ziehe den Bettüberwurf von Decke und Kissen, knülle ihn zusammen und werfe ihn auf die Seite des Bettes, die nicht zu benutzen ich im selben Moment entschied, als ich hereinkam, Gewohnheit eines Vertreters. Ich fange die sich bauschenden und flatternden Vorhänge ein und schiebe sie zur Seite.

Die Nacht glänzt wie lackiert zwischen schütterem nachtweißem Gespinst, das gerade dabei ist, sich zu lichten. Darunter tastet der kalte Lichtstrahl des Leuchtturms ruckartig über die Dünenlandschaft, versinkt in ihren Mulden und legt temporäre Aureolen um die Höhenlinien des Sandes, verfängt sich in den bleichen Büscheln des Strandhafers, in Sandsegge und Hagebutte, stolpert und tastet immer weiter und, immer wieder, hinaus aufs Meer. Diesen Geruch nach dunklem Salz hatte ich ganz vergessen; so lange war ich nicht mehr hier. Irgendwann hört das Klirren der Messer und Gabeln im Besteckkorb des Geschirrspülers auf, und ich bemerke in der plötzlichen Stille, daß der Wind ein seltsam hohles Klacken und Schaben aus dem Dunkel heraufträgt, als schlugen und rieben Äste unentwegt aneinander, dünne, morsche Äste, und als ich

mich hinausbeuge, meine ich im nachtschwarzen Dünen-  
tal unterhalb des Hauses tatsächlich eine irisierende Bewe-  
gung wahrzunehmen, unangenehm bleich. Warum bin  
ich mit Annika gerade hierhergekommen? Was suche ich  
denn? Etwas in Susannes Gesicht erinnert mich an etwas.  
Ist die Sehnsucht, daß einmal alles gut sei, so groß? Frö-  
stelnd plötzlich, schließe ich leise das Fenster, froh, jenes  
Scharren und Schaben nicht mehr zu hören, und auch die-  
sen niemals aussetzenden Wind nicht mehr, ganz vergessen  
hatte ich sein zehrendes Zerren, sich plusterndes Wabern  
und Heulen.

Das Himmelsblau ist beinahe weiß, auflandender Wind  
reißt die Gischt von den Kämmen der hoch anrollenden  
Wellen und treibt sie als schaumige Flocken über den zer-  
wühlten nassen Sand, in den man bei jedem Schritt tief  
einsinkt. Die Sonne steht wie vereist über der grauen Nord-  
see. Ein Wintermorgen wie aus einem Roman über das  
Meer, der keine Handlung hat, wie in dem Buch von Ban-  
ville, das ich so mag; ich wünschte mir, ich wäre darin.  
Wütend läuft die Brandung schräg auf. Eine Schar Möwen  
läßt sich immer wieder hochreißen und wegtragen, um un-  
ter dem Wind durchzutauchen und laut schreiend und mit  
hängenden Flügeln wieder auf dem Sand zu landen. Die  
mannshohen Tetrapoden aus Beton, die man in den 70er  
Jahren als Küstenschutz hier abblud – ich erinnere mich

noch daran, als Kind tagelang in den Dünen gesessen und dabei zugehört zu haben –, ragen wie hingeworfenes Riesenspielzeug ins Wasser. Jenseits dieser unbegehbaren Mole ändert der Strand seinen Charakter, ist bis zur Südspitze der Insel breit und flach, und die Wellen laufen sich auf ihm wie in Zeitlupe aus, ihre Kronen weiße Borten altertümlicher Bettwäsche. Borten, Barten, denke ich, und es braucht nicht mehr als die Überlagerung dieser beiden Worte, daß ich mir wieder, wie damals, als ich ein Junge war und allein hier entlanglief, Wale vorstelle, die hier vorüberziehen auf ihrem Weg ins Nordmeer, zu den Krillschwärmen unter dem schmelzenden Eis des Polarkreises.

Der Sand schien mir hier immer auf eine bestimmte Weise sandfarbener als anderswo, und je weiter ich in Richtung Süden gehe, um so fester wird er, bis ich kaum noch einsinke. Die mattgelbe Sonne gewinnt im selben Maß an Glanz, wie das Himmelsgrau fadenscheinig wird; dahinter ist ein Blau, das mir in die Augen sticht. Als hätte man Murmeln ausgeschüttet, rollt eine Schar Strandläufer, winzige graue Federbäusche, mit kleinen Stakkatoschritten die Gischt entlang, geschickt dabei den Wellenzungen ausweichend, die hier nur noch kraftlos über den Strand lecken. Die Südspitze der Insel, wo See- und Wattseite zusammentreffen, hat der Wind so weit abgeschliffen, daß sie wie der Kalkschulp einer Sepia tief im Wasser liegt, und man selbst gerät hier, während man die dunkelfeuchte Grenze abschreitet, unmerklich unter den Horizont und sieht dabei, wenn es so windig ist wie jetzt, wie der aufgewirbelte Sand